

Die Predigt Jesu und die Kirche auf dem Berg der Seligpreisungen

Thomas Söding, Münster-Wuppertal*

1. Ein Reisebericht

Vor ungefähr zwanzig Jahren unternahm Friedrich Dürrenmatt (1921-1990), der große Schweizer Schriftsteller und Dramatiker, eine Reise nach Israel. Er besuchte auch Galiläa und die Gegend um den See Genezareth. Erinnerung und Reflexion verbindend, notiert er in seinem Journal¹:

Die Worte dieses einen Juden, der sich Jesus von Nazareth nannte, ob er sie nun sprach oder nicht, genügen mir. Nicht die Herkunft des Wortes überzeugt, sondern das Wort. Wäre auf diesem Berg, der vielleicht gar nicht der Berg war, auf dem er gesprochen hat, keine Kirche gewesen, hätte ich meinem Freund Tobias, der mich in seinem Wagen durch das Land Israel führte, zugerufen: Halt an! Und ich kann mir vorstellen, dass ich den Berg hinaufgerannt wäre, nur um mir vorstellen zu können: Hier geschah es. Hier hat er geredet. Aber auf dem Berg stand eine Kirche, eine Ideologie, und ich besteige keinen Berg, um eine Kirche zu finden, sondern um die Gewissheit zu haben, mag sie nun eine Täuschung sein oder nicht, hier, auf diesem steinigen Boden hat er die gewaltigste Rede gehalten, die ich kenne, die Rede der Reden, eine Rede aus dem Judentum geboren, aber sicher hat er nicht in einer Kirche geredet. Doch wenn dieses Gebäude auf dem Berg für mich eine Ideologie ist, vermag es für andere etwas Existentialles zu sein: eine heilige Erinnerungsstätte an die Bergpredigt etwa; während mich gerade diese Erinnerungsstätte stört, mich an die Bergpredigt zu erinnern.

Was Friedrich Dürrenmatt bewegt und hemmt, ist bezeichnend für einen modernen Zeitgenossen.² Einerseits fasziniert, andererseits irritiert Jesus Christus. Es fasziniert Jesus, es irritiert Christus. Zustimmung findet der gute Mensch von Nazareth, Widerspruch erfährt der Gottessohn des christlichen Bekenntnisses, der erhöhte Herr, der Richter von Lebenden und Toten. Dürrenmatt leitet seine Reisenotiz mit einem Bekenntnis ein, das genau diesen Gegensatz zum Ausdruck bringt³:

Der Jude Jesus leuchtet mir ein als der Sohn eines Menschen, nicht eines Gottes, wie ich meinem Zweifel zuliebe annehme, dem ich ebenso die Treue halte, wie meinem Glauben.

Das Bekenntnis ist nicht nur typisch, es ist auch bemerkenswert ehrlich. Dürrenmatt gibt ja zu, seinem Zweifel zuliebe die Gottessohnschaft Jesu abzulehnen – also nicht etwa der Wahrheit oder der Gerechtigkeit, sondern seiner Skepsis zuliebe, offenbar der prinzipiellen Skepsis gegenüber allen

* Vortrag am Reformationsfest 1998 in der Martin-Luther-Gemeinde Bad Harzburg.

¹ Zusammenhänge. Zürich 1980, 15f.

² Das Zitat und eine tiefgehende evangelische Deutung finde ich bei H. Weder, *Die Rede der Reden. Eine Auslegung der Bergpredigt heute*. Zürich 1985, 11–17.

³ Ebd. 15.

Aussagen, die göttliche Autorität beanspruchen. Damit steht er nicht allein, aber selten werden die Motive so deutlich: Nicht philosophische Erwägungen oder historische Forschungen sind es, die Dürrenmatts Vorbehalte begründen, sondern ein tiefesitzendes Misstrauen gegenüber der kirchlichen Lehre, eine allgemeine Allergie gegen Dogmen, ein pathetisches Bestehen auf der reinen Menschlichkeit, auf radikaler Humanität, auf Pluralität und Toleranz. Deshalb lässt er das Auto seines israelischen Freundes nicht anhalten, da sie auf der Straße von Tiberias nach Kapharnaum in der Nähe von Tabgha angelangt sind; deshalb rennt er nicht hinauf auf den Berg der Seligpreisungen. Denn:

... ich besteige keinen Berg, um eine Kirche zu finden, sondern um die Gewissheit zu haben, ... hier, auf diesem steinigen Boden hat er die gewaltigste Rede gehalten, die ich kenne ...

Die Kirche auf dem Berg der Seligpreisungen – für andere mag sie eine „heilige Erinnerungsstätte“ an die Bergpredigt sein; Dürrenmatt will diesen Menschen ihren Glauben nicht nehmen. Aber für ihn selbst ist die Kirche eine „Ideologie“ und deshalb ein unüberwindliches Hindernis, die Erinnerung an die Bergpredigt lebendig zu halten.

2. Die Kirche auf dem Berg der Seligpreisungen

Viele Pilger kennen jene Kirche auf dem Berg der Seligpreisungen. Sie liegt wunderbar über dem See Genezareth, man genießt einen herrlichen Blick. Der Bau, errichtet aus lokalem Basalt, weißem Nazareth-Stein und römischem Travertin, bildet ein Oktogon und wird von einer kupfernen Kuppel überragt. Jede Seite ist einer Seligpreisung gewidmet, die Kuppel der neunten. Die Kirche wird Tag für Tag von vielen Menschen aus aller Herren Länder besucht, die dort beten und Gottesdienst feiern. Der unvermeidliche Devotionalienhandel bleibt dezent; der Ort ist zweifellos ein Stätte religiösen Friedens in all dem Getriebe, das Wallfahrtsorte an sich ziehen.

Freilich: Errichtet wurde diese Kirche 1937. Das Geld stammte von Mussolini; der Kirchenbau ist ein Dokument faschistischer Kulturpolitik: Der alte Atheist wollte sich fromm und katholisch geben, und die Kirche hat die Gabe dankend angenommen. Ohne Ideologie steht die Kirche nicht dort oben auf dem Berg der Seligpreisungen!

Aber Dürrenmatts Zweifel gehen tiefer. Sie beziehen sich nicht nur auf die Korruption, die es in der Geschichte der Kirche immer wieder gegeben hat. Sie beziehen sich auf die Existenz der Kirche überhaupt. Die Kirche erscheint in den Augen des Dramatikers geradezu als der institutionalisierte Verrat an der Sache Jesu. An die Stelle der Bergpredigt tritt – Ideologie. So

lautet der Vorwurf gegen die Kirche. Er entspringt einer neuen, einer typisch modernen, westlichen, aufgeklärten Idee. Gewiss: Dass die Kirche der Sache Jesu untreu wird, ist eine traurige Erfahrung, die alle Generationen gemacht und viele Menschen kritisiert haben. Blaise Pascal, der französische Mathematiker und Mystiker, bringt sie auf den Punkt:

Immer ist Gethsemane, immer schlafen alle.

Die Bettelorden des Franziskus und Dominikus, aber auch die Reformatoren haben an der Spannung zwischen dem Anspruch Jesu und dem Leben der Kirche gelitten und aus dieser Spannung ihre Energie bezogen. Gerade die Bergpredigt war Stachel im Fleisch und Maßstab der Kritik. Aber die Alternative war doch nie eine Fundamentalopposition gegen die Kirche, das Ideal war nie ein Jesus ohne Kirche, sondern immer eine bessere Kirche, eine neue Kirche, reformiert an Haupt und Gliedern, näher bei Jesus, treuer zu seinem Evangelium, glaubwürdiger auch für die Menschen.

Das hat sich durch die Aufklärung geändert. Nicht die Fehler und Schwächen der real existierenden Kirche, sondern die Existenz der Kirche wird zum Problem. Weshalb? Die Antwort ist eindeutig: Letztlich sind es die Zweifel an der Auferstehung Jesu von den Toten, die zur Infragestellung der Kirche führen. In Deutschland ist es der Hamburger Gymnasiallehrer Hermann Samuel Reimarus (1684–1768), der in seiner „Apologie oder Schrift für die vernünftigen Verehrer Gottes“ diesen Zweifel zu begründen versucht; Gotthold Ephraim Lessing, als er in Wolfenbüttel Bibliothekar war, hat sieben Abschnitte aus dieser Schrift als „Fragmente eines Ungekannten“ publiziert (1774–1778) und damit eine heftige, interessante und produktive Debatte über Theologie ausgelöst.⁴ Die aufgeklärten Bedenken sind durchaus verständlich: Im Buch der Natur ist eine Auferstehung von den Toten nicht vorgesehen; gerade ist man mit Eifer und Erfolg dabei, die Gesetze zu entdecken, nach denen diese Welt funktioniert; ins mechanistische Weltbild aber passt die Nachricht vom leeren Grab und von den Erscheinungen des Auferstandenen nicht hinein. Dieser Tage hat Gerd Lüdemann einmal mehr demonstriert, wie der Gedankengang verläuft⁵: Wenn Jesus nicht von den Toten auferweckt worden ist, sind die Ostergeschichten Ammenmärchen: entweder gezielte Volksverdummung oder Dokumente der Selbsttäuschung; dann aber ist jede Berufung auf die Gottessohnschaft Jesu unsinnig, jeder

⁴ G.E. Lessing, Werke 22. Teil: *Theologische Schriften III*. Lessing als Herausgeber der Fragmente. Hrsg.. v. L. Zscharnack. Berlin u.a. 1925. Nachdr. Hildesheim 1970.

⁵ Der Weg führt in kurzen Etappen und großer Geschwindigkeit von seinem Auferstehungsbuch (*Die Auferstehung Jesu. Historie – Erfahrungen – Theologie*. Stuttgart 1994) bis zu seinem Abschiedsbrief von der Kirche (*Der große Betrug. Und was Jesus wirklich sagte und tat*. Lüneburg 1998).

Gottesdienst in seinem Namen Aberglaube, jede Kirche das Ergebnis eines grandiosen Betrugsmanövers. Was ist die Folge?

3. Skeptische Bewunderung

Die Folge der Skepsis ist keineswegs eine Verwerfung Jesu, vielmehr eine bestimmte Art der Bewunderung. Dürrenmatt hat das Buch der Bücher aufgeschlagen und dort die Bergpredigt gelesen. Sie fasziniert ihn; „die gewaltigste Rede“ nennt er sie, „die Rede der Reden“.

Was ist eine gewaltige Rede? Keine Frage, Bismarck hat im Reichstag gewaltige Reden gehalten, sprachmächtig, ausdrucksstark, effektvoll, zum Beispiel (am 14. Mai 1872): „Nach Canossa gehen wir nicht!“⁶ Wird diese gewaltige Rede von Jesus noch übertrumpft? Die Gewalt, mit der die Bergpredigt in ihren Bann zieht, ist offenbar von anderer Art. Das Attribut „wortgewaltig“, das wir starken Reden und Predigten zumessen, passt nicht so recht. Die Autorität der Bergpredigt hängt nicht an ihrer Rhetorik. Sie hängt an Worten wie den folgenden (ich zitiere die Lutherbibel in der revidierten Fassung von 1985):

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen (Mt 7,16.20)

Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet (Mt 7,1)

Zieh zuerst den Balken aus deinem Auge, dann sieh zu, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehst (Mt 7,5)

Alles, was ihr wollt, das euch die Menschen tun, das tut ihnen auch (Mt 7,12).

Was in der Bergpredigt fasziniert, sind die Seligpreisungen:

Selig sind, die da geistlich arm sind, ...

Selig sind, die da Leid tragen, ...

Selig sind die Sanftmütigen, ...

Selig sind, die da hungrig und dürsten nach der Gerechtigkeit, ...

Selig sind die Barmherzigen, ...

Selig sind, die reinen Herzens sind, ...

Selig sind die Friedfertigen, ...

Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, ... (Mt 5,3–10).

⁶ Auf dem Burgberg über Bad Harzburg, wo die Ruinen der alten Harzburg ausgegraben sind, die in den welfisch-staufischen Machtkämpfen für einen Moment ins Zentrum der Geschichte rückte, steht bis heute, nachts hell erleuchtet, die Canossa-Säule mit jenem denkwürdigen Spruch aus der Zeit des Kulturkampfes – und die älteste katholische Kirche der Stadt, in derselben Zeit gegründet, ist Gregor geweiht.

Die Seligpreisungen zeigen, für wen das Herz Jesu schlägt; und dass es für die Armen schlägt, für die Opfer der Gewalt, für diejenigen, die ungerichtet leiden müssen – das öffnet ihm die Herzen vieler Menschen.

Die allgemeine Zustimmung, die der Bergpredigt gilt, ist aber auch von Mahnungen getragen wie dieser:

Wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst und dort kommt dir in den Sinn, dass dein Bruder etwas gegen dich hat, so lass dort vor dem Altar deine Gabe liegen und geh zuerst hin und versöhne dich mit deinem Bruder und dann komm und opfere deine Gabe (Mt 5,23f).

Wohlgemerkt: Nicht wenn du etwas gegen deinen Bruder, sondern wenn dein Bruder etwas gegen dich hat! Du musst den ersten Schritt tun, auch wenn es Überwindung kostet und selbst wenn dein Nächster Schuld hat. Sogar das Opfer muss notfalls warten. Das Wichtigste ist die Versöhnung. Das ist das Ethos der Feindesliebe:

Ihr habt gehört, dass gesagt ist: „Du sollst deinen Nächsten lieben“ und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebt eure Feinde und bittet für die, die euch verfolgen (Mt 5,43f).

Diese Worte sind es, die Eindruck machen. Ihre Wahrheit lässt sich nicht leugnen. Sie vermitteln tiefe Einblicke ins Menschliche⁷: die tägliche Sorge, die uns verzehrt (Mt 6,25–34), den Zwang zur Selbstrechtfertigung und zur Aburteilung anderer (Mt 7,1–6), die Versuchung zur Heuchelei (Mt 6,1–5.16ff), die verführerische Kraft des Geldes (Mt 6,19–24), die Hoffnung auf Gerechtigkeit und Frieden (Mt 5,6.9). Wer nur die eigenen Freunde liebt, wer nur gibt, um wiederzubekommen, wer freundlich nur zu den Gleichgesinnten ist, der bleibt im Bannkreis des Egoismus gefangen. Zur Freiheit findet, wer die Kraft hat, auch seine Feinde zu lieben; das Leben gewinnt, wer es um der Gerechtigkeit willen zu verlieren bereit ist; Frieden findet, wer den Krieg gegen Gott, gegen die anderen und gegen sich selbst beendet.

Friedrich Dürrenmatt ist ein Zeuge, dass Jesus die Zustimmung zu diesen Worten nicht versagt wird, auch wenn man seine Gottessohnschaft ablehnt. Für die Mitglieder der Kirchen ist dies nicht unwichtig. Jesus, das moralische Vorbild, Jesus, der Lehrer der Gerechtigkeit und Menschlichkeit, Jesus, der Kritiker der Frömmelei und der Selbstgerechtigkeit – offensichtlich schenken viele Menschen, die mit der Kirche nicht viel im Sinn haben,

⁷ Vgl. H. Weder, *Einblick ins Menschliche. Anthropologische Entdeckungen in der Bergpredigt* (1989), in: ders., *Einblicke ins Evangelium. Exegetische Beiträge zur neutestamentlichen Hermeneutik*. Göttingen 1992, 263–285.

diesem Jesus Glauben. Und gibt es in der Kirche nicht Anlass genug, auf diesen Jesus zu hören? Braucht man überhaupt mehr? Bedarf es überhaupt einer Kirche?

4. Der Bergprediger

Mehr als die Bergpredigt braucht es nicht; mehr als die Bergpredigt gibt es gar nicht. Aber was gibt Jesus mit der Bergpredigt? Und kommt man ohne Kirche aus, wenn man diese Gabe Jesu annehmen will?

Dürrenmatt sagt:

Nicht die Herkunft des Wortes überzeugt, sondern das Wort.

Auch den modernen Zweifler überzeugt das Wort der Bergpredigt. Bis zu welchem Grade? Und unter welchen Vorbehalten? Kann man den Inhalt eines Wortes von seinem Sprecher lösen? Bringt sich Jesus nicht mit seiner ganzen Person massiv ins Gespräch?

Ihr habt gehört, dass gesagt worden ist, ...

Ich aber sage euch: ...!

Gleich sechs Mal nacheinander klingt es so in der Bergpredigt (Mt 5,21–48). Welches „Ich“ spricht hier? Wer kann und wer darf sagen:

Eure Rede sei Ja, ja; nein, nein. Was darüber ist, das ist von Übel! (5,37)

Wenn dich jemand auf deine rechte Backe schlägt, dem biete die andere auch dar! (5,39)

Sorgt nicht um euer Leben, was ihr essen und trinket werdet; auch nicht um euren Leib, was ihr anziehen werdet! (6,25)

Sicher kann und darf solche Forderungen nur aufstellen, wer selbst nach ihnen lebt. Das wird Jesus weithin zugestanden. Auch Dürrenmatt würde nicht in Abrede stellen, dass Jesus glaubwürdig ist, weil er lebt, was er sagt – und weil er für seine Überzeugung sogar in den Tod gegangen ist. Aber reicht die moralische Vorbildlichkeit aus? Darf Jesus von anderen verlangen, was er selbst sich abverlangt? Und könnte es nicht eine hochherzige Illusion sein, wenn dieses Muster an Moralität, dieser Märtyrer der Mitleid menschlichkeit den Armen, den Hungernden, den Weinenden und Leidenden sagt, dass sie Grund zur Freude haben?

Wenn man nach dem tiefen Grund fragt, auf dem die Glaubwürdigkeit der Bergpredigt beruht, geht es nicht an, das Leben Jesu auf seine vorbildlich hohe Moral zu reduzieren. Es muss auch vom Glauben Jesu geredet

werden, von seiner Frömmigkeit, von seiner Verwurzelung in Gott, aus der er seine ganze Energie bezieht. Jesus sieht die Menschen, mit denen und für die er lebt, inmitten all ihrer Freude und ihres Leids, all ihrer Güte und Schuld, all ihrer Hoffnungen und Zweifel zutiefst als Gottes Geschöpfe, denen die Gabe des Lebens geschenkt ist und die Gott so sehr liebt, dass selbst der Tod Durchgang zum ewigen Leben ist.

Dietrich Bonhoeffer (1906–1945) schreibt im Untersuchungsgefängnis von Tegel über diesen Jesus, der den Menschen helfen kann, weil er sie mit den Augen Gottes sieht⁸:

Begegnung mit Jesus. Erfahrung, dass hier eine Umkehrung allen menschlichen Seins gegeben ist, darin, dass Jesus nur „für andere da ist“. Das „Für-andere-da-sein“ Jesu ist die Transzendenzerfahrung! Aus der Freiheit von sich selbst, als dem „Für-andere-da-sein“ bis zum Tod entspringt erst die Allmacht, Allwissenheit, Allgegenwart. ... Nicht die unendlichen, unerreichbaren Aufgaben, sondern der jeweils gegebene erreichbare Nächste ist das Transzendentale. Gott in Menschengestalt! nicht wie bei den orientalischen Religionen in Tiergestalten als das Ungeheure, Chaotische, Ferne, Schauerliche; aber auch nicht in den Begriffsgestalten des Absoluten, Metaphysischen, Unendlichen etc.; aber auch nicht die griechische Gott-Menschengestalt des „Menschen an sich“, sondern „der Mensch für andre!“, darum der Gekreuzigte. Der aus dem Transzendenten lebende Mensch.

Die Moralität Jesu gründet in seinem Gottesglauben – nicht weil die Existenz Gottes, wie *Immanuel Kant* urteilte, von der praktischen Vernunft postuliert werden müsse, um die Verbindlichkeit des Guten begründen zu können⁹, sondern weil die Menschen, um deren Ethos und Praxis es geht, nur dann als sie selbst wahrgenommen werden, wenn man sie als Kinder Gottes sieht.

Für den Menschen Jesus von Nazareth ist nach allem, was wir wissen können, eines klar: dass die Wahrheit seiner Worte *nicht* von ihrer Herkunft abgelöst werden kann. Jesus kann nur deshalb die Armen selig preisen, weil er im Glauben weiß:

... *ihrer ist das Himmelreich* (Mt 5,3–12);

und er kann von den Jüngern nur deshalb Feindesliebe verlangen, weil er im Glauben weiß, dass sie „Kinder“ ihres „Vaters im Himmel“ sind (5,35).

Denn er lässt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und lässt regnen über Gerechte und Ungerechte (5,36).

Jesus lebt und lehrt aus der Erfahrung Gottes. Sie ist so prägnant und intensiv, dass er der Überzeugung ist, Gott sei am besten im Bild eines Vaters zu

⁸ *Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft*. Hrsg. v. E. Bethge. Hamburg 1974 (1951), 191f.

⁹ *Kritik der praktischen Vernunft* (1788): „Das Dasein Gottes, als ein Postulat der reinen praktischen Vernunft (A 223–237).

beschreiben, der seinen verlorenen Sohn wieder lebendig macht und auch um die Liebe seines anderen Kindes kämpft, jenes älteren Bruders, der verstockt ist und sich nicht mitfreuen will (Lk 15,11–32), oder im Bild einer Frau, die das ganze Haus auf den Kopf stellt, um einen verlorenen Groschen zu finden, und vor Freude all „ihre Freundinnen und Nachbarinnen“ zu einem Fest einlädt (Lk 15,8f).

Die Gotteserfahrung Jesu ist geprägt von der Hoffnung auf die Herrschaft Gottes (Mt 6,25–33): dass Gott auf die Schuld und Not der Menschen nicht mit Zerstörung und Vernichtung, sondern mit Gnade und Barmherzigkeit reagiert. Dafür stehen die Seligpreisungen. Und Jesus steht mit seiner ganzen Person für dieses Evangelium ein – zuletzt und alles zusammenfassend mit seinem Leiden und Sterben. Matthäus hat diesen Bogen dadurch geschlagen, dass er an den Schluss des Evangeliums die große Erscheinung Jesu „auf dem Berg“ in Galiläa stellt und der Missionsbefehl des Auferstandenen die Jünger zurückverweist an „alles, was ich euch geboten habe“ (Mt 28,18ff).

Doch woher weiß Jesus, dass er die Armen seligpreisen kann? Wer sagt ihm, dass Gott der Vater ist und dass es nichts Besseres für die Menschen gibt als die Erfüllung seines Willens? Das ist das Geheimnis Jesu. Gerade dieses Geheimnis des Bergpredigers wird festgehalten, wenn Matthäus, der die „Rede der Reden“ aufgeschrieben hat, und mit ihm alle Evangelisten und Apostel sagen: Er ist der Sohn Gottes. Er ist Gottes Wort in Person. Was ihm sein Wort wert gewesen ist, das zeigt er bis in den Tod. Und wie sehr Gott das Wort Jesu schätzt, das zeigt die Auferweckung Jesu. Die Bergpredigt ist ein eminent wichtiges Kapitel Christologie. Es spricht der Sohn Gottes. Er spricht im Namen seines Vaters. Seine Heilszusagen hätten keine Bedeutung, seine Gebote kein Gewicht, seine Gebete keinen Inhalt, wenn seine Worte nicht inspiriert wären und er ihre Wahrheit nicht durch seinen Tod, den er „für die Vielen zur Vergebung der Sünden“ gestorben ist (Mt 26,26), besiegt hätte.

Friedrich Dürrenmatt leuchtete Jesus ein „als der Sohn eines Menschen, nicht eines Gottes“. Dieses ehrliche Bekenntnis haben Christen zu respektieren. Aber sie dürfen ihrerseits bekennen: Auch ihnen leuchtet Jesus als der Sohn eines Menschen ein, als Jude, der „in allem seinen Brüdern gleich“ geworden ist, „versucht worden in allem wie wir“, so sagt es der Hebräerbrief (2,17; 4,15). Doch brauchen sie darin gerade keinen Gegensatz zur Gottessohnschaft Jesu zu sehen. Vielmehr ist gerade die Göttlichkeit das Geheimnis des Menschen Jesus, und die Menschlichkeit das Geheimnis der Gottessohnes. Die Bergpredigt wahrt dieses Geheimnis. Darin liegt ihre Kraft; deshalb ist sie die „Rede der Reden“.

5. Die Hörergemeinde der Bergpredigt

Wer die Bergpredigt hören will, wird auf den Weg der Nachfolge geführt. In der Nachfolge zeigt sich die Wahrheit des Glaubens, der Bekenntnis und Gebet ist, Dienst am Nächsten und Dienst an Gott. Wozu bedarf es dabei der Kirche?

Selbstverständlich hat Dürrenmatt Recht: Jesus hat die Bergpredigt nicht in einer Kirche gehalten. Aber, Jude, der er war, ist er nicht selten in die Synagoge gegangen um zu beten, um das Wort der Heiligen Schrift zu hören, um zu predigen. Seine Bergpredigt hält Jesus mitten in Israel. Matthäus hat die Wichtigkeit dieses Topos eigens herausgearbeitet, wenn er das Auditorium stilisierend beschreibt:

Und es folgte ihm eine große Menge aus Galiläa, aus den Zehn Städten, aus Jerusalem, aus Judäa und von jenseits des Jordans (4,25).

Und als Jesus das Volk sah, ging er auf einen Berg und setzte sich, und seine Jünger traten zu ihm. Und er tat seinen Mund auf, lehrte sie und sprach: ...“ (5,1f).

Idealiter wendet Jesus sich mit seiner Bergpredigt an das ganze Gottesvolk.¹⁰ Er setzt auf Gottes Bundestreue. Er richtet sich gerade nicht unterschiedslos an die ganze Welt, sondern im Interesse weltweiter Verbreitung des Evangeliums (Mt 28,16–20) an eine ganze bestimmte Gruppe von Menschen, nämlich das von Gott erwählte Volk Israels, dessen Stammvater Abraham ältester Segensverheibung zufolge durch seinen Nachkommen ein Segen für alle Völker (Gen 12,3) werden soll. Wie Paulus (Gal 3; Röm 4) ist auch Matthäus davon überzeugt, dass sich diese Verheibung durch Jesus, den „Sohn Abrahams“ (Mt 1,1) realisiert.

Die Berufung von Jüngern gehört in diesen Kontext: der Gewinnung des Gottesvolkes für die Sache der Gottesherrschaft und die Gewinnung der Heiden durch den Dienst Jesu und seiner Jünger an Israel. Die Gemeinde der Jünger Jesu wird selbst zum Predigtthema:

Ihr seid das Salz der Erde. ...

Ihr seid das Licht der Welt. Es kann eine Stadt, die auf dem Berge liegt, nicht verborgen bleiben. Man zündet auch kein Licht an und setzt es unter einen Scheffel, sondern auf einen Leuchter; so leuchtet es allen, die im Hause sind.

So lasst euer Licht leuchten vor den Leuten, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen (Mt 5,13–16)

¹⁰ Stark betont von G. Lohfink, *Braucht Gott die Kirche? Zur Theologie des Volkes Gottes*. Freiburg, Basel, Wien 1998.

Die Jünger, deren weltbewegende Aufgabe hier in wenigen Bildworten beschrieben wird¹¹, sind transparent für die „Kirche“ (Mt 16,18; 18,18), die nachösterliche Jüngergemeinde. Weshalb bedarf es ihrer, damit die Bergpredigt nicht vergessen, sondern praktiziert wird?

Religionssoziologen und Kulturwissenschaftler verweisen darauf, dass es fester Institutionen und Organisationen bedarf, um über lange Zeit ein kollektives Gedächtnis zu bewahren und zu trainieren¹². Diese Auskunft ist wichtig. Doch reicht sie bei weitem nicht aus. Für Jesus ist seine Theozentrik und seine Proexistenz entscheidend.

Seinem Gottesglauben und seinem Dienst an den Menschen hat Jesus im Vaterunser (Mt 6,9–13) Worte verliehen. Es steht mitten in der Bergpredigt; es ist ihr Herzstück. Es ist das Gebet Jesu selbst, das er seinen Jüngerinnen und Jüngern schenkt. Er lässt sie teilhaben an seinem Glauben, seiner Liebe, seiner Hoffnung: an seiner Bitte um die Heiligung des Namens, um das Kommen des Reiches und die Erfüllung des Willens Gottes, an seiner Bitte auch um das tägliche Brot, um die Vergebung unserer Schuld und die Erlösung von dem Bösen. Die Bergpredigt ist im Kern ein Gebet. Der Leser der Bergpredigt wird zum Beter.

Wo aber und wie soll das Vaterunser gebetet werden? Gewiss auch im „stillen Kämmerlein“ (Mt 6,6). Das Gebet wird pervertiert, wenn es zur öffentlichen Selbstdarstellung benutzt wird; es kann auch immer nur der Ausdruck eines Glaubens sein, den jeder Mensch unvertretbar nur für sich glauben kann – aber doch nie egoistisch. Wenn das „Wir“ und das „Uns“ dieses Gebetes lebendig werden soll, dann braucht es die sichtbare und hörbare Gemeinschaft der Beter. Überall dort aber, wo gemeinsam das Vaterunser gebetet wird, dort ist – sichtbar oder unsichtbar – Kirche, die Gemeinde der Glaubenden.

Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen (Mt 18,20).

Das Vaterunser zu beten, ist Zustimmung zur Bergpredigt und Bekenntnis zum Bergprediger; man hat dieser „Rede der Reden“ nicht wirklich zugesimmt, wenn man nicht in die Worte des Vaterunser einstimmmt. Dazu aber bedarf es der Kirche. Und die Kirche erweist sich dort, wo das Vaterunser gebetet wird.

Die Theozentrik Jesu zielt auf seine Proexistenz. Die Kirche steht im Dienste Gottes. Aber es gibt sie um der Menschen willen. Die Bergpredigt

¹¹ Zur Auslegung vgl. Th. Söding, *Blick zurück nach vorn. Bilder lebendiger Gemeinden im Neuen Testament*. Freiburg, Basel, Wien 1997, 57–60.

¹² Vgl. J. Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und Identität in frühen Hochkulturen*. München 1992.

sieht sie vollkommen realistisch. In all ihrer Sorge und Freude (6,19–34), in ihrem Hass und ihrer Liebe (5,38–48), ihrer Gerechtigkeit und Heuchelei (7,1–6) sind sie Wesen, denen die Beziehungen zu anderen Menschen nichts Äußerliches bleibt, sondern ihr Wesen berührt. Es entspricht dem von Gott geschaffenen Menschsein des Menschen, dass er im selben Maße zu sich findet, wie er zum Nächsten findet, und dass er in dieser Sozialität nur dann ganz er selbst sein kann, wenn sie von Gott begründet und inspiriert ist (vgl. Mt 6,19–34 par. Lk 12,22–34). Ebenso gilt umgekehrt, dass ein Mensch im selben Maße zu Gott findet, wie er nicht nur für sich persönlich Gottes Nähe sucht, sondern zusammen mit anderen, die ihm am Herzen liegen und die, wie er glauben darf, vor allem Gott am Herzen liegen (vgl. Mt 6,1–18).

Deshalb können die Bergpredigt und die Kirche auf dem Berg der Seligpreisungen nicht getrennt werden. Wer die Bergpredigt so beherzigt, wie sie der Intention Jesu entspricht, bedarf der Kirche – einer einzigen Kirche freilich, nicht einer gespaltenen, weshalb die Trennung der Konfessionen bis heute eines der gravierendsten Glaubwürdigkeitsprobleme der Kirche ist. Das Vaterunser verlangt die Einheit der Kirche – und die Arbeit für eine Ökumene, die nicht auf Gleichgültigkeit oder Unkenntnis beruht, sondern auf der radikalen Besinnung auf die Person und die Botschaft, kurz: auf die Bergpredigt Jesu, nämlich auf sein Gebet und seine Liebe, die sogar den Feinden gilt.